

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 32 (1990)

Artikel: Die Musikantenfamilien Majoleth aus Untervaz

Autor: Brunner, Heinz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Musikantenfamilien Majoleth aus Untervaz

von Heinz Brunner

Unlängst, anno 1985, waren es genau dreihundert Jahre her, seit in Frankreich das «Edikt von Nantes» (1598) aufgehoben worden war. Dadurch sahen sich die protestantischen Anhänger Calvins an Leib und Gut schwer bedroht und flohen in Scharen ausser Landes. Unter diesen Flüchtenden befand sich eine Familie Majoleth. Der Musikfahnder Rico Peter konnte nachweisen, dass diese Familie sich im gleichen Jahr 1685 im Wallis einbürgern lassen konnte. Die Flüchtlinge zogen mit Vorliebe in die Welschschweiz, um sprachlichen Schwierigkeiten ausweichen zu können. Für den Bündner Leser beginnen die Schicksale der Majoleth-Nachfahren erst nach mehreren Generationen interessant zu werden. Redaktor Tester vom «Bündner Tagblatt» unterhielt sich in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts eingehend mit einem Johannes Majoleth, ohne zu ahnen, dass dieser kurze Zeit später sterben würde. Im Bündner Jahrbuch von 1970 verwies Eberhard Schirks auf die seinerzeitigen Besprechungen von Tester mit Majoleth und resümierte einen kurzweiligen Bericht darüber.

Der Stammvater, so Schirks, war ein Johann Peter Majolett, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus dem Wallis ausgewandert war und sich in Triesen (FL) niedergelassen hatte. Der Sohn des Genannten, Anton Majolett (geb. 1774) verehelichte sich mit Annamarie Baratte (nach anderen Quellen hiess sie Bäntschn), die dann einen Sohn Johann Majolett gebar. Dieser heiratete um 1815 die Maria Anna Röschler aus Triesen, mit der er wahrschein-

lich 1817 nach Untervaz zog und dort sesshaft wurde. Er behauptete, von seinem Vater zwei Berufe gelernt zu haben: den des Tanzgeigers und den des Besenbinders. Auf alle Fälle erspielte er sich in wenigen Jahren den Rufnamen «Giigerhannes von Untervaz». Von ihm stammte die Behauptung, er sei schon mit vier Jahren ein ausgemachter Meister des Geigenspiels gewesen. Diese Behauptung und viele ähnliche, seine eigene Person betreffend, mochten wohl Schirks dazu animiert haben, seinen oben erwähnten Artikel folgendermassen zu überschreiben: «Ein Bündner Musikant und Münchhausen.» Dieser Giigerhannes hatte sich Tester gegenüber als Geiger à la Paganini eingeschätzt und auch behauptet, ein phänomenales Gedächtnis zu haben: er könne eine Predigt in einer fremden Sprache nach Jahr und Tag noch wörtlich wiedergeben; er sei unter seinem Namen der Liebling der halben Welt gewesen; er habe über ganz aussergewöhnliche Körperkräfte verfügt; er sei eigens nach Altdorf gewandert, um dort einen herumziehenden Kraftmeier aufzusuchen und zum Zweikampf herauszufordern. Dieser Ringer sei allerdings sehr stark gewesen und er habe den Kampf gegen diesen Koloss erst gewonnen, als er diesen so heftig gegen eine Eiche stiess, dass diese zusammenkrachte. Reihum prahlte der Giigerhannes in diesem Gespräch auch mit seiner Gabe im Komponieren, mit dem angeblichen Diktieren von Büchern, weil er nicht schreiben konnte, mit seiner Schönheit und seiner Gunst bei den Frauen. Wenige Wochen danach starb er und



wurde in Untervaz begraben. Ob ein begabter Tanzgeiger oder ein massloser Aufschneider damit seinen Lebensweg beschloss, sei der An- sicht des Lesers überlassen.

Wie hörte sich die Musik des Giigerhannes von dazumal an? Er zog als Kind mit den musizierenden Eltern im Land herum, wo sowohl beim Vater, wie später anfänglich beim Sohn die Geige allein zur Tanzmusik ausreichen musste. Der französische Geigenforscher Kambe de Fer äusserte sich einmal: «Die Violinen (zum Unterschied der Violen) wurden zum Tanzen benutzt, sind leichter zum Tragen und zum Spielen, was auch nötig ist zum Anführen von Hochzeitsprozessionen oder beim Mum- menschanz.» Für unseren Musikus war es be- stimmt mühsam, eine ganze Nachtlang den Lärm stampfender Schuhe zu übertönen. Wahrscheinlich half ihm dabei die höchste, durchdringend klingende Saite kräftig mit und zum Takthalten mochte ihm auch sein eigener grober Schuh, auf dem Geigenbänkli als Re- sonanzboden, geholfen haben.

Als Giigerhannes nach Untervaz übersiedelte, wurde er von seiner Frau begleitet, die Hackbrett spielte. Dieses Instrument blieb im Appenzellerland und anscheinend in Liechtenstein heimisch. Im Mittelalter wurden seine Vorläufer in ganz Europa gespielt: als Psalterion, wenn die Saiten gezupft wurden, und als Dulcian, wenn sie geschlagen wurden. Dulcian hiess es wegen seines süßen Klanges; in germanischen Landen wurde es in Hackbrett umgetauft. Meistenorts musste es später dem aufkommenden Klavier weichen. Trotzdem es in Graubünden nie weit verbreitet war, besitzt das rhätische Museum ein Hackbrett aus Schuls (dat. 1776), und auch in Davos wurde eines mehrfach erwähnt, bevor es von der Bild- oder besser Tonfläche verschwand. Im Appenzellerland blühen die Streichmusiken überall auf ihrer alten, kaum unterbrochenen Tradition. Neuerdings gibt es in der Schweiz ver- schiedene Kapellen, die sich «Huusmusik» nennen, und die oft ein Hackbrett benützen, ohne sich zu den traditionellen Streichmusiken zu zählen.

Der Giigerhannes hatte demnach das Glück, dass ihm seine Angetraute nicht nur den Haus- halt versah, sondern seine Musik trefflich ergänzte. Dieses Duo war recht gesucht und be- liebt in den Fünf Dörfern und im Sarganser- land. Als die Ehefrau starb, soll der Mann un- tröstlich auf dem Sarg gesessen und nach einer frisch erfundenen Melodie immer wieder ge- sungen haben: «Im Frieda sind miar zäma kho, im Frieda wämmer scheida», wobei ihm die hellen Tränen über das Gesicht liefen.

Es ist recht interessant zu lesen, was Josef Hug als alter Mann vor wenigen Jahren veröf- fentlichte. Er war selber Musikant in Untervaz und erwähnt verschiedene andere Musikan- ten, sodass die folgenden Zeilen aus seinem Buch «Lebenserinnerungen eines Korbers» sich nicht unbedingt auf die Majoleth beziehen müssen. Hug schrieb im ersten Kapitel:

«Tatsächlich kamen um das Jahr 1800 ein- zelne Elemente ins Dorf, welche diesem wenig Ehre brachten. Die Männer dieser Familie taten sich gütlich, und zwar auf Kosten der Frauen, die für den Unterhalt aufkommen

mussten. Als tüchtige Musikanten spielten sie weitherum in den Dörfern zum Tanz auf, lebten in Saus und Braus, während die Frauen daheim darbten. An heissen Sommertagen legten sie sich getrost unter einen schattigen Baum und machten sich lustig über Bauern und «Bättler», die sich auf den Feldern bei brütender Hitze abmühten. Kam dann der strenge Winter, waren es deren Frauen, die vor dieser oder jener Haustüre nötlich taten. Kein Wunder, dass sich die Bauern weigerten, mit solchen arbeitsscheuen Dorfbewohnern die Gemeindegüter zu teilen. Nur bedachte man zu wenig, dass es ein Unrecht war, die andern dafür entgelten zu lassen.»

Hug spielte selbst Geige, aber erst nach seinem Wegzug nach Flums in Tanzkapellen wie auch in Laienorchester. Er kannte in seiner Region diverse Tanzmusiker, die er namentlich erwähnte, z.B. Kindler, Galliard, Fink. Seine Ausführungen stehen im Kontrast zur Lebensweise der Majoleth, weil diese neben dem Musizieren ihr Auskommen mit Korben und Besenbinden zu verbessern suchten. Hug schrieb an anderer Stelle, um das Jahr 1840 habe der mit «alt Hannasepp» benannte Majoleth seine Habe auf einem Zweiräderkarren nach Untervaz gebracht. (Dies geschah aber 20 Jahre früher). Bald darauf habe er einen Spitznamen an der Rheinbrücke ablesen können: «Landstrycher» und «Kunststrycher». Joseph Hug betont übrigens, sein Dorf habe eine ganze Reihe von «Freien Walserfamilien» aufzuweisen gehabt, aber gar keine «Kessler», was so viel bedeutet wie Jenische, Spengler, Fahrende usw. Diese Feststellung passt gut zu den Familien Majoleth, da diese ja von geflüchteten Hugenotten abstammten. Der Einwanderer aus dem Liechtenstein war inzwischen zum Gründer einer verbreiteten Musikerdynastie aufgerückt, die sich bis in die heutigen Tage fortsetzt.

Da der Giigerhannes sich inzwischen in Untervaz sesshaft gemacht hatte und die mündlichen Angaben genealogischer Überlieferungen sich oft widersprachen, sollen weiterhin die Familienangaben aus dem Zivilstandamt von Untervaz benutzt werden. Die Majoleth



Der Klarinettist Josef Majoleth mit der Kapelle Leopold, 1890. Das Bild stammt aus dem Buch: «Ländlermusik» von Rico Peter.

hatten meistens kinderreiche Familien, sodass der Clan sich rasch ausbreitete und ich kaum glaube, dass alle Geburten von auswärts gemeldet wurden. Zum Glück tut dies wenig zur Sache. Schon der erste Sohn des Giigerhannes, Joseph, geb. 1811, verheiratet 1835 mit Creszenza Oberhuber von Eschen FL (?), erbte das Musiktalent und gab es seinem vierten Sohn Lorenz weiter, der noch 5 Geschwister hatte. Dieser Lorenz (geb. 1848) übernahm vom Vater und Grossvater nicht nur das Musizieren, sondern auch die Korberei. Er war ein ausgezeichneter Geiger und hiess bald weitherum «Giigerlenz». Der Hausstand Lorenz Majoleth-Kindler sorgte ebenfalls für 6 Nachkommen, von denen der 1879 Lorenz getaufte Sohn die musikalischen Talente und den Korberberuf übernahm (Giigerlenz II.). Er liess sich wunderschöne Tänze einfallen, die teilweise später mit Grammoplatten und Noten weite Verbreitung fanden und heute noch zu hören sind. Seine Ehe mit einem Frl. Battaglia brachte ebenfalls Musikanten hervor, auf die ich zurückkommen werde. Hier aber sei noch ein Bruder des Giigerlenz II erwähnt, der ein ausgezeichneter Bassgeiger war, aber keine anderen Instrumente spielte. Da er jahrzehntelang in der Kapelle Luzi Brüesch spielte und auch an den Grammophonaufnahmen teil hatte, war er praktisch in der ganzen deutschen Schweiz zu hören. Er heiratete eine Babette Däscher, deren Vater aus Geldsucht

6 Monate hinter schwedischen Gardinen verbrachte: er habe einen Tiegel hergestellt und damit etwa 3 Jahre Geld fabriziert. Damit wollte sich Väterchen Staat aber nicht einverstanden erklären, trotzdem die Produkte der beiden sich sehr ähnlich gesehen haben sollen. Hans Majoleth-Däscher war selbst einmal in eine gerichtliche Angelegenheit verwickelt, aber wir wollen uns hier über Ländlermusik orientieren.

Zurück zu Giigerlenz II, dem Lorenz Majoleth-Battaglia. Derselbe spielte ausgezeichnet Geige, sah aber bald die Möglichkeit, mit der Klarinette die gleichen Melodien, doch mit einem vielfach durchdringenden Ton spielen zu lernen. Er übte mit aller Energie auf diesem Instrument (das um 1700 von Herrn Denner erfunden worden war, und um 1750 in die französische Militärkapellen eingeführt und deshalb bekannt wurde; es dauerte aber noch fast 100 Jahre, bis der Durchbruch über die klassische Musik in die einheimische Ländlermusik bekannt wurde).

Die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts brachte eine richtige Hochblüte der bündnerischen Ländlermusik, Fränzli Waser, Seppli Metzger, Päuli Kollegger und Lenz Majoleth waren die Berühmtesten. (Den meisten der genannten haben wir in den Bündner Jahrbüchern 1977, 1980, 1985 unsere Reverenz erwiesen.) Rheinabwärts wetteiferten die Wallenstadtermusik (Meier) und die Leopoldmusik um die Gunst der Tanzlustigen. In Wartau dirigierte der Wegmacher Leonhard Gabathuler (geb. 1852) die Dorfmusik und leitete eine Ländlerkapelle. Seine wunderschöne Klarinette aus der Werkstatt A. Kraus, Augsburg, mit hellem Holz und 10 Messingklappen ist uns erhalten geblieben und heute noch spielbar. Viele andere gute Musikanten landauf und landab spielten zur eigenen Freude und derjenigen ihrer Zuhörer, ohne die Berühmtheit der andern zu erlangen, bis die Konservenmusik ihnen mindestens vorübergehend die Existenzberechtigung zu entziehen schien.

Wer war nun der Beste unter den genannten Bläsern? Ein fröhliches Ereignis löst diese Frage: im Herbst 1899 kam nach gründlicher,

aufsehenerregender Organisation in Sargans ein Wettspiel zwischen den Kapellen des Lenz Majoleth (1848), des Jos. Metzger (1849) und des Werner Meier (1844) zustande. Die drei Kapellen spielten abwechselungsweise eine Reihe von Stücken, und das Publikum übernahm die Rolle des Schiedsrichters. Dieses war aber nicht so dumm, sich eine solche Tanzgelegenheit selbst zu beschneiden und entschied am Samstagabend, es seien alle drei Kapellen ebenbürtig. Die Fortsetzung am Sonntagnachmittag ergab natürlich das gleiche Resultat. Beim dritten Zusammentreffen am Sonntagabend spielte die Wallenstadtermusik eine Polka, deren Titel auf ein weinendes Mädchen hindeutete. Der Klarinettist Meier verstand es, das Weinen der Titelfigur durch Glissando musikalisch so köstlich auszudrücken, dass ihm darob nicht nur der Sieg zufiel, sondern auch der Übername: Brieggimeier. Der Betroffene musste sehr dankbar sein für diese neue Bezeichnung, trug er doch vorher einen Spottnamen, der sich zur Wiedergabe hier keineswegs eignen würde.

Lenz Majoleth jun. wurde berühmt als Klarinettenspieler, trotzdem er vorerst als Geiger seinen Vater begleitet hatte. Im Nebenberuf arbeitete er als Korbmacher, was den grossen Vorteil bot, dass er seine unstete Lebensweise als Tanzmusiker jederzeit mit Flechtarbeiten ergänzen konnte. Als dieser Lenz Majoleth II 16 Jahre alt war, stürzte er von einer Lärche und brach beide Oberschenkel. Er wurde zu Hause verarztet, und die Frakturen heilten gut. Die lange Musse im Bett sorgte dafür, dass der Verunfallte mehr als genug Zeit hatte, um Klarinette zu üben. Er wurde wegen verminderter Kraft in den Oberschenkeln militärdienstfrei.

1905 wurde Lenz Majoleth Vater eines Benedikt und 1910 eines Joseph. Nach der Schulzeit wurde letzterer in eine Metzgerlehre ins Unterland geschickt, in welcher Zeit er Schwyzerörgeli spielen lernte, das er nach eigenen Angaben vom Vater geschenkt bekommen hatte. Er war Mitglied in der Kapelle des Vaters, wurde dabei aber durch seinen Bruder Benedikt an den Rand gedrängt. Einig waren sich



Anny Vonzun: Getupfter gelber Enzian, Öl, 1987

die beiden Brüder besonders darin, dass der Vater trotz seinem Gleichmut wenig bis gar keine Geduld aufbrachte, wenn es sich um das Erlernen eines Instrumentes handelte. Sie hätten allerdings die Geduld des Vaters auch nur wenig strapaziert, d.h. kaum einmal falsch gespielt, weil sie wussten, dass das vom Vater sehr übel vermerkt wurde.

Joseph erzählte, er sei schon als Schulbub vom Vater mitgenommen worden, wenn sich eine passende Freinacht ergab, und sei dann unter dem «Giigerbänkli» versteckt worden, d.h. zwischen den Verstrebungen, welche den erhöhten Musikantentisch trugen. Bei einer solchen Gelegenheit entdeckte ihn der Tanzmeister, der ihn an den Ohren aus seinem Versteck zog, ihn dann aber in Ruhe liess, als sich der Vater einmischierte.

Erwachsen geworden, trieb sich Joseph längere Zeit im Unterland herum und verdiente sein Geld jenseits der Grenze der Legalität, wofür er längere Zeit büßen musste. Als er wieder zu Hause erschien, hatte ihm Beni als der bei weitem bessere Musiker den Rang abgelau-fen, und der jüngere Bruder versuchte sich aus der Misere zu ziehen, indem er eine eigene Kapelle «Majoleth Sepp» gründete, die es jedoch nur zu bescheidenem Erfolg brachte.

Kommen wir noch auf den Tanzmeister zurück, von welchem Joseph Majoleth erzählte, und der auf den damaligen Tanzböden häufig anzutreffen war. Einige derselben traten mit Tanzmeistergeigen auf, die besonders klein waren und manchem Leser vielleicht von den Auftritten des «Grock» her bekannt sind. Seine wichtigste Aufgabe war, für Ruhe und Ord-nung im Saal zu sorgen. Er verkaufte die Tanzbändel. War der Saal klein, wie fast überall, so gab es rote und grüne Tanzbändel und die Mu-sik spielte meistens drei Tänze (in der In-ner-schweiz als «Restli» bezeichnet) für die Besitzer der grünen Tanzbändel und nachher der andern. Wer so verliebt war, dass er keinen Tanz auslassen zu können vermeinte, musste sich eben einen grünen und einen roten Tanzbändel erwerben. Ein solcher kam vor dem ersten Weltkrieg auf vier bis sechs Franken zu stehen. Der Tanzmeister ordnete ebenfalls an,



Beni Majoleth mit seinem Schwyzerörgeli.

ob verschiedene Tanzarten gespielt wurden oder lauter Ländler. Für die Einhaltung der vereinbarten Tanzzeiten war ebenfalls der Tanzmeister besorgt. Eine «Abendmusik» dauerte von 20 Uhr bis um 7 Uhr morgens, bei einer Hochzeit begannen die Musikanten meistens um 16 Uhr und spielten um 4.00 Uhr oder 4.30 Uhr den «Cherab» mit einer Tanzweise, die heute noch selteneinmal als Schlussstück vorgetragen wird. Oft war es der Tanzmeister, der die drei letzten Tänze ankündigte. Dies vermochte dann den bequemsten Tänzer zu animieren, noch einen Hopser oder Ländler zu wagen.

Für Speis und Trank der Musikanten hatten die Auftraggeber zu sorgen. Zum Musizieren wurde stets Wein getrunken. (Zu Hause kam dies bei den Majoleth selten vor, gegen den Durst holten sie sich Most aus der nahegelege-nen Wirtschaft). Bei den Freinächten war und ist es üblich, dass die Musikanten von Mitter-nacht bis 1 Uhr pausieren, um sich zu stärken, was notgedrungen die Tänzer zu gleichem Tun veranlasste. Die Musikanten bekamen pro Freinacht etwa 30 Franken, entweder vom

Wirt oder vom veranstaltenden Verein, wobei die Zahlung vom Tanzmeister übergeben wurde. Bei guten Spielern und besonders «lüpfigen» Tänzen fiel gelegentlich ein Trinkgeld ab, meistens zwischen 2 und 5 Franken. Einmal erlebten es die glücklichen Majoleth, dass ihnen ein Trinser für das Stück «Trinserkilbi» eine glatte Fünfzigernote spendierte. Die Sepplimusik aus Trins spielte am selben Abend in einem anderen Dorf.

Das Zusammenspiel von Vater Lenz und Sohn Benedikt nahm einen klassischen «Stegreif»verlauf. Mit 15 Jahren wurde Beni als alt genug erachtet, um zum Unterhalt der Familie beizutragen, und wurde auf die Peister-Alp geschickt als Rinderhirte. Sein Vorgesetzter spielte auf dem simpelsten Bozenerörgeli, das es überhaupt gab und war bass erstaunt, wie der Knabe Benedikt mit dem Örgeli sofort zuretkam. Er versprach ihm ein richtiges Schwyzerörgeli zu besorgen und machte ihm mit einem Itenörgeli riesig Freude. Als Beni nach Hause kam, fand er seinen Vater in arger Verlegenheit: er hatte auf den Marktsamstag in Scharans zu einer Freinacht zugesagt, und alle seine Begleiter erwiesen sich in der Folge als unabkömmlich. Da sagte der Knabe zum Vater: spiel einmal irgendein Stück vor, ich habe ein Schwyzerörgeli. Der Vater begann mit sorgenvoller Miene vorzuspielen und strahlte bis am Schluss, weil der Junge das ganze, allerdings einfache Stück aus dem Stegreif fehlerfrei begleitet hatte. So zogen Vater und Sohn Richtung Scharans. Der Wirt dort meinte zu Lenz: «Wo hast Du Deinen Begleiter, und traute seinen Augen nicht, als der Vater auf sein Bürschchen zeigte. In der Folge klappte aber alles bestens, und der damalige Jungspieler erinnert sich heute noch lebhaft, dass er von nachmittags um 1/2 Uhr bis am andern Morgen um 7 Uhr Gelegenheit hatte, sich im Begleiten zu üben!

Beni spielte auf dem Schwyzerörgeli gut bis sehr gut, war aber inzwischen ein erstklassiger Klarinettist geworden. In den zwanziger Jahren hatte die Ländlermusik einen gewaltigen Aufschwung genommen, indem die ersten Berufskapellen im ganzen Land herum musi-

zierten und von diesen Kasi Geisser, Stockersepp, Hermi Lott und wie sie alle hießen, hatte Beni reihenweise Stücke übernommen, mit denen der Vater Lenz überfordert war. Dieser wurde böse, wenn aus dem Publikum Wünsche geäusserzt wurden, es sollte wieder einmal der Junge vorspielen und liess dies nicht zu. So war Beni gar nicht unglücklich, wenn er von anderen Kapellen zugezogen wurde. Er spielte auch bald mit einer eigenen Kapelle «Benn Majoleth» und hatte reihenweise Schüler, nicht zuletzt aus dem eigenen Nachwuchs. Auf den Bildern sehen wir ihn einmal mit Schwyzerörgeli, preisgekrönt im Kanton Bern, und zum andern mit seiner Kapelle.

Zurück zu Lenz Majoleth. Mit dem Älterwerden wurde er zusehends schwächer. Besonders das Gehen bereitete ihm Mühe wegen der seinerzeit gebrochenen Oberschenkel. Kam er von einer Freinacht heim, schlief er einen halben Tag oder auch länger, bevor er sich wieder hinter seine Körbe machte. Die Weiden dazu schnitt er selbst und bevorzugte dabei sog. «Korngerten». Daraus flocht er seine Korbwaren und benützte die eigentlichen Korbweiden besonders für Verstärkungen und Griffe. Wenn ihm die Arbeit gut von der Hand ging, habe er an einem Tag 6–7 Körbe fertiggestellt, die zu einem Preis von Fr. 2.– bis 2.50 verhauert wurden. Die Hausiererei erwies sich als mühsam und wurde grosszügig den Frauen überlassen. Nur der grossmäulige Urahn Giigerhannes I erzählte von sich selber, er habe einmal soviele Besen und Körbe auf dem Rücken Richtung Prättigau getragen, dass die Felsen der Klus zu eng gewesen seien, um ihn seine gewaltige Last auf einmal durchzwingen zu lassen! Von Lenz Majoleths Frau ist bekannt, dass sie die Körbe bis Thusis und Glas getragen habe. Am liebsten gingen die Korberfrauen im Dezember auf die Verkaufstour. Die Bauersleute hatten im Winter viel besser Zeit für einen verkaufsfördernden Schwatz, und dann waren die Hausmetzgen vorbei: dies half oft, den Erlös aus den Körben mit geschenkten Würsten oder Metzg-Anteilen ordentlich aufzubessern. Lenz soll Körbe gemacht haben bis in sein 68. Altersjahr. Dann liessen Gesicht und



Von links nach rechts: Vater Beni Majoleth als erster Klarinettist, «Postmarti» Lipp (gest.) an der zweiten Klarinette, Sohn Ernst an der chromat. Orgel und Sohn Beni als Bassist.

Gehör nach, bloss Geigen- oder Klarinetten- töne habe er noch einigermassen vernehmen können.

Hier lag nun die Frage in der Luft, wie er neue Stücke geschaffen habe. Lenz Majoleth zog sich für solche in seine Stube zurück und pröbelte auf seiner Klarinette herum, bis eine Melodie seinen Intentionen entsprach. Bis er damit richtig zufrieden gewesen sei, habe wohl ein halber Tag vergehen können. Er spielte oft mit Päuli Kollegger zusammen, und die beiden spielten gegenseitig Stücke voneinander. Es ist auch für den Musikhörer, der Ohr und Herz bei den Bündnermelodien hat, sehr schwierig, Kolleggerstücke und Majolethtänze streng zu trennen. Lenz spielte auch mit andern Musikanten wie Brüesch, Leopold, Brieggi-Meier, ohne aber mit einem von diesen eine Formähnlichkeit aufzuweisen, wie mit dem Obervazer Kollegger.

Seine Nachfahren testieren dem Lenz Majoleth, er sei ein sehr friedlicher Mann gewesen und auf dem Giigenbänkli nie bös geworden. In der «Linde Untervaz» sei während einer Spielnacht einmal das Giigenbänkli zusammenge- stürzt. Die Musikanten purzelten herunter,

hielten aber ihre Instrumente so geschickt in die Höhe, dass diesen kein Unheil widerfuhr. Selbst dabei habe der Lenz seine Ruhe nicht verloren. Er soll zwei Geigen und zwei Klarinetten besessen haben, die aber von den Nachfahren verkauft worden seien. Es tönt nach Giigerhannes I, wenn behauptet wird, eine der beiden Geigen sei eine Stradivari gewesen. Diese Bemerkung führte zu der etwas verfänglichen Frage, was die Nachfahren denn von dem Allerwelts-Vorfahren Giigerhannes I gehalten hätten, von dessen überschiessender Phantasie wir ja einige Musterchen vernommen haben. Die Antwort lautete klar: «Dieser war ein grausiger Lügner, ärger als ein Kapuziner». Diesen etwas allzu kecken Spruch möchte der Verfasser in der Sprache der Geistlichkeit relativieren mit dem lateinischen Sätzchen: *sit venia verbo.* («Möge das Wort entschuldigt werden»). In diesem Zusammenhang ist es interessant, dass die erwähnten Majoleth von protestantischen Glaubensflüchtlingen abstammen, aber alle der katholischen Kirche zugehören. («Allerdings nur für Taufe, Hochzeit und Begräbnis» nach Aussage des jüngeren Sohnes.)

Beni Majoleth-Kaspar wohnt heute noch in Untervaz und verfügt über ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Er erzählt lebhaft und kurzweilig und weiss aus seinem abwechslungsreichen Musikerleben sehr viele Episoden zum besten zu geben. Im Schams habe er einmal nachts einem Polizisten vor der Wirtschaft einen Kübel kaltes Wasser über den Kopf geschüttet, sich aber sofort zur Serviertochter in die Küche begeben, die dem ebenso wütenden wie nassen Hüter der Ordnung mit unschuldiger Miene versicherte, der Beni habe schon den halben Abend bei ihr in der Küche verbracht. Der Polizist hatte seinen Leibriemen bereits ausgezogen, stürmte in den oberen Stock und verbläute den ersten Besten, der ihm in die Hände geriet, ganz gehörig, trotzdem derselbe seine Unschuld beteuerte.

Als Beni noch ein Bursche war, spielte die Kapelle Majoleth eine nachtlang im Avers. Den verlorenen Schlaf holten sie über Mittag an einem schattigen Waldrand nach – und abends ging es völlig improvisiert im nächsten Dorf wieder los mit Hochbetrieb bis zum frühen Nachmittag. Nach der Verpflegung stellte Beni mit Schrecken fest, dass seine Handorgel fehlt. Er erfuhr, eine Margrit habe sie mitgenommen und gebe sie ihm in Medels dann wieder zurück. Beni Majoleth blieb nichts anderes übrig, als sich auf den Weg zu machen. Er fand eine festliche Tafel vor und eine unbeschädigte Handorgel. Beim Essen erfuhr er, dass er gleich hier bleiben solle: der Vater sei gestorben, in der grossen Landwirtschaft fehle ein Mann und er würde ihr und ihrer Mutter bestens passen. Er konnte sich nicht entschliessen und hat das später auch nicht bereuen müssen, weil er auf spektakuläre Art seine spätere Frau kennengelernt, die seine volle Anerkennung bis heute behalten hat. Doch kam es zu einem Nachspiel. Auf einem Markt traf er vor Jahren eine alte Frau, die sich als die Margrit aus Medels herausstellte. Auf Benis Frage hin antwortete sie ohne Gesichtsveränderung, sie sei selbstverständlich ledig geblieben.

Beni hatte und hat ein sehr gutes musikalisches Gedächtnis. Er hörte einmal in Jenaz aus einer Wirtschaft heraus die wunderschöne Polka spielen «Echo vom Bürgenstock», als er mit dem Velo vorbeifuhr. Er fuhr wieder zurück und zu seinem Glück wurde das Stück herausgeklatscht, d.h. die Musikanten mussten es nochmals spielen. Er summte das recht anspruchsvolle Stück, dessen zweiter Teil in Moll gespielt wird, vor sich her, holte daheim seine Klarinette, ging zum Fluss hinunter und übte, bis das ganze Stück fehlerfrei aus seiner Klarinette rollte. Die Begeisterung für diese Polka ist dem Musikanten bis heute geblieben.

Beni liess sich auch eigene Stücke einfallen. Dies geschah stets nachts im Bett. Erst am andern Tag oder Abend seien ihm die Melodien wieder neu in die Erinnerung zurückgekehrt, und er spielte sie solange, bis sie ihm im Gedächtnis blieben. Sein Repertoire umfasst 200–300 Stücke, die meisten von seinem Vater übernommen. Trotz seiner Musikalität war er klug genug, sich andere Berufskenntnisse ebenfalls anzueignen. So arbeitete er als Gehilfe im Wald und beim Bau. Erst mit dreissig Jahren lernte er die Schuhmacherei und hielt dieser die Treue, bis einer der Söhne 1958 in seinen Schuhmacherräumen eine Reparaturwerkstatt für Motorräder einrichtete. Auf diese Weise konnte Beni seiner Musik frönen, so oft sich Gelegenheit hiefür bot und war in der Zwischenzeit doch nicht gezwungen, seine Familie ohne Verdienst zu lassen.

Von den 4 männlichen Nachkommen des Beni Majoleth starb einer in jungen Jahren, ein zweiter war musikalisch nicht interessiert. Hingegen spielen Beni junior (1928) Bassgeige und später Schlagzeug, Ernst (1931) grosse Handorgel. Diese beiden führen die generationenlange Tradition weiter, wenn auch mit eher moderner Musik, was sich aus der Instrumentierung selber ergibt. Weitere Nachkommen sind angerückt – aber bei welchen sich die ausgesprochene Musikalität der Majoleth wieder inkarniert, muss noch der Zukunft überlassen werden.